

Jüdisches Leben in Ostpreußen

von

Brigitte Jäger-Dabek

Jüdisches Leben in Ostpreußen

Brigitte Jäger-Dabek

Wer weiß heute noch etwas über die ostpreußischen Juden? Ihre Spuren sind verweht vom Sturm des Holocaust, so gründlich wie in nur wenigen anderen Gegenden Europas. Nur wenige Namen blieben im deutschen Gedächtnis. Den wohl bekanntesten Namen bringen dabei die wenigsten mit Ostpreußen in Zusammenhang. Lea Rabin, die Witwe des israelischen Premiers Jitzchak Rabin wurde 1929 als Lea Schlossberg in Königsberg geboren. Die Geschichte jüdischen Lebens in Ostpreußen währte nur gut 130 Jahre. Dem schlossen sich Holocaust Flucht, Vertreibung und dadurch bedingt ein fast kompletter Bevölkerungsaustausch an. Keiner der ostpreußischen kehrte nach dem Krieg Juden in seine Heimat zurück. Die wenigen ostpreußischen Überlebenden des Holocaust wurden in alle Winde zerstreut. Ihre christlichen Nachbarn kümmerten sich nach dem Krieg kaum um diesen Teil der Kultur und Geschichte ihrer Heimat, besonders die Landsmannschaft Ostpreußen blendete das jüdische Leben weitgehend aus. Nur eine kleinere Zahl von Kreisbüchern widmet den jüdischen Landsleuten Raum.

So gibt es kaum Quellen über diesen Teil ostpreußischen Lebens, kaum noch Wissen. Das jüdische Ostpreußen ist ausgelöscht. Überhaupt gibt es in Ermland und Masuren so gut wie keine Juden. Nur im russischen Kaliningrad und im litauischen Klaipeda haben sich wieder jüdische Menschen angesiedelt, deren Familien fast alle aus anderen Landesteilen stammen.

Geschichte der jüdischen Siedlung in Ostpreußen

Im Gegensatz zum Nachbarland Polen, kamen Juden erst sehr viel später in die Region des späteren Ostpreußen. Dem dauernden Druck der Pogrome und Verfolgungen weichend – von der Pest bis zu Ritualmorden wurden Juden damals alle Übel angelastet- wanderten Juden auch ins östliche Mitteleuropa und Osteuropa ein. In Polen siedelten sich schon im 11. Jahrhundert Juden an. Sie waren gern gesehene Händler und Handwerker. Boleslaw der Fromme stellte erstmals schon 1264 die Juden unter Schutz. Bereits im Jahre 1349 erließ Kazimierz III. - auch Kazimierz der Große genannt - ein erstes Schutzedikt für Juden, worauf sich dort die größte damals existierende jüdische Gemeinschaft entwickelte. Polen war über lange Jahrhunderte das toleranteste Land Europas. Selbst die katholische Kirche duldete jüdische Siedler, sofern sie geschlossen und abgesondert von den Christen lebten.

Auch der Deutschordensstaat brauchte Einwanderer, ein neues Staatsvolk sollte nach der Niederschlagung der letzten Pruzzenaufstände gebildet werden. Das Nachbarland Polen, das jedem offen stand, von dem man sich vorstellen konnte, dass er seine neue Heimat voran brachte. Das galt besonders für Deutsche und Juden. Im Ordensstaat jedoch waren nur katholische Siedler erwünscht, das Herkunftsland hingegen war zweitrangig.

Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen (1303-1311) soll per Landordnung im Jahre 1309¹ Juden den Aufenthalt in Preußen untersagt haben, sicher ist das aber nicht, eine Originalquelle existiert nicht.

Juden in Preußen

Nach der Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum Preußen und der Einführung der Reformation 1525 blieben die Stände bei der Abwehrhaltung Juden gegenüber, lediglich in Ausnahmefällen wurden Juden im Lande geduldet beispielsweise als Händler oder Ärzte, alle anderen werden binnen vier Wochen ausgewiesen². Es ist bekannt,

¹ Landordnung von 1309, die vornehmlich gegen die Pruzzen, ihre Sprache, Priester und Bräuche gerichtet ist.

² Landesordnung vom 14.7.1567

dass die Leibärzte des letzten Ordenhochmeisters und ersten Herzogs Albrecht von Hohenzollern-Ansbach Judenwaren.

Ein Teil Ostpreußens, das Ermland, stand seit dem Zweiten Thorner Frieden 1466 unter polnischer Oberhoheit, und war zum „Preußen königlich polnischen Anteils“ geworden. Erst als der absolutistische Große Kurfürst Friedrich Wilhelm (1640-1688) den Einfluss der Stände bricht und als Landesherr eigene Finanz- und Wirtschaftsinteressen verfolgte, durften Juden erstmals nicht mehr nur Jahrmärkte besuchen. Nun war es ihnen auch gestattet sich in Ostpreußen anzusiedeln. Allerdings war das keinesfalls als Niederlassungsfreiheit zu verstehen, das Recht auf Ansiedelung war durch ein fein differenziertes System von Privilegien und Auflagen beschränkt. Eine einheitliche Rechtsordnung für Juden in ganz Preußen konnte aber auch der Große Kurfürst nicht durchsetzen.

Auch im Fürstbistum Ermland waren die Juden vom Erwerb der Bürgerrechte ausgeschlossen. Sie durften sich dort nur vorübergehend bis zu einem Jahr aufhalten und keinen Grundbesitz haben. Das Ansiedlungsverbot für Nichtkatholiken im Ermland wurde mit dieser Formulierung elegant umgangen, indem das Schutzpatent nur für ein Jahr galt und dann jeweils um ein weiteres verlängert wurde.

Die meisten dieser „Schutzjuden“ kamen zumindest ursprünglich aus deutschen Landen, manche direkt, etliche von ihnen waren vorher in Polen oder Litauen ansässig gewesen. Generell waren sie mindestens zweisprachig. Ihre Kultursprache war das Hebräische, die Umgangssprache die Sprache oder der Dialekt ihrer christlichen Umgebung, vermischt mit etlichen lateinischen und hebräischen Lehnwörtern.

Als in Deutschland siedelnde Juden während der Kreuzzüge und später nach Osten vertrieben wurden oder flüchteten, nahmen sie ihre jüdisch-deutsch geprägte Umgangssprache mit, auch nach Polen. Daraus entstand das Jiddische, das bis zum Holocaust von etwa 12 Millionen Menschen gesprochen wurde. Es hat seine Wurzeln im Mittelhochdeutschen, und ist zu etwa einem Zehntel mit slawischem und zu einem Achtel mit hebräischen Wortschatz vermischt. Bis heute sind viele jiddische Ausdrücke auch im Deutschen lebendig wie Maloche, Tacheles reden, Tohuwabohu, Kaff, Schnorrer, Macke, Pleitegeier, Massel, Dalles und viele andere mehr. Geschrieben wird das Jiddische in Hebräischer Schrift, einer Konsonantenschrift, die von rechts nach links läuft. Es entwickelte sich eine reiche Literatur, die leider nur in den wenigsten Fällen ins Deutsche übertragen wurde.

Friedrich der III.(1688-1701), der spätere erste preußische König Friedrich I.(1701-1713) setzte die Judenpolitik seines Vaters fort. So durften die Königsberger Juden 1703 einen eigenen Friedhof anlegen und die Gründung der Beerdigungsbruderschaft „Chewra Kaddischa“ kann man als Gründung der Königsberger jüdischen Gemeinde und Beginn organisierten jüdischen Lebens in Ostpreußen werten.

Friedrich III. vereinigte nun immer mehr Macht auf sich und seine Berliner Regierung. Auch die ersten ostpreußischen Juden gerieten in den Machtkampf zwischen Friedrich und den ostpreußischen Ständen, die sich gegen eine absolutistische Zentralisierung wehrten. Der absolute Herrscher und nunmehrige König Friedrich I. siegte, 1708/09 wurde die Königsberger Ständeversammlung durch die königliche ersetzt. Damit waren die Juden direkt der Berliner Regierung unterstellt, sie hatten nun erstmals Gehör, es gab eine Judenkommission, die mit ihren Angelegenheiten befasst war.

Inzwischen waren die sich ansiedelnden Juden zu einem nicht zu unterschätzenden Wirtschaftsfaktor geworden, nur solchen Juden, die zum Wohlstand einer Stadt beitragen konnten, wurde nämlich das Ansiedlungsprivileg gewährt. Friedrich Wilhelm I. (1713-1740), einem pietistisch orientierten Protestanten waren Katholiken und Juden suspekt. Dennoch nahm er die judenfreundliche Politik der ostpreußischen Kriegs- und Domänenkammer weitgehend hin, brachte sie doch letztlich eine Menge Geld in die Landeskassen, da die Juden wichtig für den Ost-Westhandel waren. Allmählich setzten sich auch bei den ostpreußischen Ständen die Erkenntnis durch, dass Juden die Wirtschaft des Landes voran bringen konnten. Die Generaljudenprivilegien von 1730 und 1750 – letzteres schon aus der Regierungszeit von Friedrich II. regeln nun das jüdische Leben.

Viele Juden traten im beginnenden Zeitalter der Aufklärung aus dem Schattendasein heraus und beginnen ein selbstbewusstes Leben zu führen. Wirtschaftlicher Aufstieg führt zur Erschließung neuer Berufszweige, Juden werden nun auch Fabrikbesitzer, begründen Handelskontore, werden Verleger. Auch das ländliche Ostpreußen ist nun jüdischer Siedlungsraum, vor allem in den an Polen und Litauen grenzenden Regionen siedeln sich nun Handwerker an, Fischereipächter sowie Pächtern, die auch eine Schankwirtschaft betreiben. Innerhalb eines Jahrhunderts wächst die jüdische Gemeinde Königsbergs, die sich als Zentrum jüdischen Lebens zu etablieren beginnt von etwa 50 Mitgliedern auf 900 im Jahre 1800 an.

Die Emanzipation

Nach den drei polnischen Teilungen von 1772 bis 1795 war auch das Ermland wieder Teil des Königreichs Preußen. Der Gebietszuwachs war gewaltig, von den etwa acht Millionen Einwohnern sprachen drei Millionen polnisch. Preußen war noch damit beschäftigt die Verwaltungsstrukturen und Rechtsprechungen anzugleichen, als Europa erst durch die französische Revolution durchgerüttelt und dann durch das Napoleonische Zeitalter mit Kriegen überzogen wurde. Preußen wurde 1807 schwer geschlagen und bemühte sich um Reformen, das Zentrum dieses frischen Windes war Königsberg. Die Reformmaßnahmen von Freiherr vom Stein, Karl August von Hardenberg und Wilhelm von Humboldt brachten nicht nur die Wehrpflicht, die Bauernbefreiung mit Aufhebung der Leibeigenschaft sondern auch die Judenemanzipation. Das Edikt vom 11. März 1812 machte aus den Juden nun „Einländer und Staatsbürger“ mit Gewerbefreiheit und Niederlassungsrecht sowie Freizügigkeit. Eine der Voraussetzungen zur Einbürgerung war für Juden die Annahme eines Familiennamens. Was die Ausübung von Staatsämtern betrifft, erfolgt allerdings noch keine Gleichstellung. Als Staatsbürger waren Juden nun auch waffenfähig und wehrpflichtig geworden und nahmen an den Befreiungskriegen 1813-25 teil, eine Welle des Patriotismus ging durch die jüdischen Gemeinden.

Da dieses Emanzipationsedikt aber nicht in den Preußen auf Beschluss des Wiener Kongresses wieder zugeteilten Landesteilen Westpreußen und Posen gilt, die Preußen ursprünglich durch die polnischen Teilungen erworben hatte und nach der Niederlage von 1807 hatte an Napoleon abtreten müssen, erfolgt von dorthier eine jüdische Zuwanderungswelle auch nach Ostpreußen. Besonders das Posener Land, indem bis dahin 40% der in Preußen lebenden Juden wohnten, stellte viele Einwanderer.

Lebten vor dem Emanzipationsedikt insgesamt etwa 800 Juden in Ostpreußen, verdreifachte sich diese Zahl bereits bis 1817. Die jüdische Gemeinde Königsberg wuchs von 1816 bis zur Reichsgründung 1871 von 1000 auf 4000 Mitglieder, das bedeutet eine Steigerung des Anteils an der Gesamtbevölkerung von 1,6 auf 3,5%. Verbesserte ökonomische Möglichkeiten, das Aufblühen des Russlandhandels und der Eisenbahnbau waren attraktive Beigaben für eine

Einwanderung. Daran konnte auch die nach der gescheiterten Bürgerrevolution von 1848 einsetzende Restauration nicht viel ändern.

Die Emanzipation der Juden war zwar noch immer unvollkommen, aber ein Meilenstein zur Integration war das Edikt allemal. In einer Zeit voller Umbrüche auf wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiet während des Aufblühens der Industrie erließ 1869 der Deutsche Bund ein Gesetz zur vollständigen Gleichstellung der Juden, das nach 1871 auch Reichsgesetz wurde.

Im Kaiserreich

Mit der Reichsgründung vom 18. Januar 1871 wurden die ostpreußischen Juden zu deutschen Staatsbürgern, soweit sie zuvor Preußen gewesen waren. In dieser Zeit lebte ein Viertel der ostpreußischen Juden in Königsberg, das neben Berlin zur zweiten maßgeblichen Gemeinde wauftieg. Königsberg erlebte in der Gründerzeit allgemein einen atemberaubenden Aufstieg, die Einwohnerschaft verdoppelte sich zwischen 1871 und 1914 von 120 000 auf 250 000. Im Jahre 1880 schlossen sich in Insterburg die inzwischen bestehenden 43 jüdischen Gemeinden zum Verband der Synagogengemeinden in Ostpreußen zusammen. Neben der großen Königsberger Gemeinde gab es mittelgroße Gemeinden in Allenstein, Insterburg und Memel. In dieser Zeit nehmen die jüdischen Gemeinden ihre stärkste Entwicklung.

Es war eine Zeit der freien Entwicklung und des blühendem Geisteswesens sowie kultureller Entwicklung, wenn auch Juden der Zugang zum höheren Beamtentum und zum Offiziersstand weiter verwehrt war. Dennoch fühlten sich jüdische Menschen in Königsberg und den vielen ostpreußischen Kleinstädten gleichberechtigt, respektiert und geachtet. Man ging harmonisch miteinander um, arbeitete gemeinsam. Selten war es ein Problem, wenn ein jüdischer Mitarbeiter am Sabbat, der ja auf den Samstag fällt nicht arbeitete, er bekam halt weniger Lohn, oder arbeitete an den anderen Tagen länger. Umgekehrt machte so mancher Christ gern den „Schabbesgoi“ für seinen jüdischen Arbeitgeber, der sofern gläubig am Samstag nicht arbeiten durfte. Solche Dienste wurden gut entlohnt.

Ein Höhepunkt dieses friedlichen Miteinanders war 1896 die feierliche Einweihung der Neuen Synagoge am Königsberger Lindenmarkt. Alls was in Königsberg Rang und Namen hatte, war dabei. Neben dieser Synagoge existierten schon damals zwei weitere Synagogen sowie zwei Bethäuser.

Der Aufstieg vom armen Einwanderer in die bürgerliche Mittelschicht gelang den meisten ostpreußischen Juden, man lebte überwiegend von Handel und Gewerbe, die Mehrheit gehört dem Kleinbürgertum und der Mittelschicht an. Oft war binnen einer oder zwei Generationen der Aufstieg vom Hausierer und Kleinhändler zum Ladenbesitzer und respektierten Kaufmann gelungen. Waren noch zu beginn des 19. Jahrhunderts fast 9 von 10 Juden Hausierer und Kleinhändler, war es zur Jahrhundertwende nicht einmal mehr jeder Zehnte. Noch war der Anteil am Bildungsbürgertum gering, aber schnell wachsend. Religiös waren die meisten ostpreußischen Juden traditionell orientiert, in der Elite hingegen gab es eine stark reformerische und assimilatorische Bewegung, aus der heraus es auch Übertritte zum evangelischen Glauben gab. Besonders nach den großen Pogromen im russischen Zarenreich stieg nach 1880 die Zahl der Juden an, die aus Lettland, Litauen, Weißrussland und Russisch-Polen nach Ostpreußen flohen. Auf diese Tausende von Flüchtlingen reagierte die Regierung mit schnellen Ausweisungen und verstärkten Niederlassungsbeschränkungen für die geduldeten Zuwanderer.

Durch die plötzlich sich verschiebenden Gewichte innerhalb der jüdischen Gemeinden gab es dort Spannungen zwischen den „Ostjuden“ und den assimilierten Bürgern, die nichts weiter sein wollten als Ostpreußen unter Ostpreußen, längst war aus diesen einstigen Juden in Deutschland jüdische Deutsche geworden. Nun aber mussten sie sich mit der Gedankenwelt der ostjüdischen Shtetl befassen und auch der Zionismus hielt Einzug in den ostpreußischen Gemeinden. Der Prozess des Eintritts ins deutsche Bürgertum war für die meisten der assimilierten Juden vor dem Ersten Weltkrieg bereits vollzogen. Im Gegensatz zu den orthodoxen Ostjuden, denen eine Tischgemeinschaft mit Christen ob der komplizierten Regeln der koscheren Küche (nichts Fleischiges durfte mit Milchigem vermischt werden) nicht möglich war, nahmen sie am gesellschaftlichen Leben teil und gingen auch in christlichen Häusern ein und aus. Dieser Assimilation folgte eine Welle des Patriotismus unter den jüdischen Deutschen, die auch im Ersten Weltkrieg anhielt.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg lebten 13 000 Juden in Ostpreußen, mehr als ein Drittel davon in Königsberg, womit Ostpreußen den geringsten jüdischen Bevölkerungsanteil im Reich hat. Bis zur Reichsgründung hin war für viele Christen in Deutschland die Assimilation der Juden eine Vorbedingung für deren Integration und gesellschaftliche Akzeptanz. Auch der latent vorhandene Antisemitismus hielt sich in Grenzen, er war noch stark religiös geprägt, ein Jude war demnach nur bis zu seiner Taufe ein Jude. Langsam aber begann sich eine pseudowissenschaftliche Rassentheorie als neue Komponente des Antisemitismus immer weiter durchzusetzen. Kern dieser Theorie war die Überlegenheit des germanischen Blutes. Dieser sich rasch verbreitende Antisemitismus endete nicht bei Taufe und Assimilation und wurde von der Mehrheit der ostpreußischen Juden lange unterschätzt, obwohl er rasch nicht nur im Kleinbürgertum, sondern auch in den gehobenen Schichten Einzug hielt. Immer noch glaubten auch in Ostpreußen die meisten Juden an eine vollständige Integration ins deutsche Volk unter Beibehaltung des Judentums. Man wollte Deutscher jüdischen Glaubens sein, so wie man auch deutscher Katholik war.

Entgegen aller antisemitischen Propaganda nahm ein hoher Anteil jüdischer Deutscher am Ersten Weltkrieg teil, die patriotische jüdische Bewegung erfasste sowohl Assimilierte, als auch Ostjuden und Zionisten. Alle erhofften durch eigenen Blutzoll endlich die völlige Gleichstellung zu erhalten. Doch bald wurden Sündenböcke für die ausbleibenden Erfolge gebraucht. 1916 wurde von der Obersten Heeresleitung eine Zählung angeordnet, die zum Ziel hatte nachzuweisen, dass Juden Drückeberger und Kriegsgewinnler sind. Doch der Schuss ging nach hinten los, die „Judenstatistik“ wurde nie veröffentlicht, denn sie hatte ergeben, dass die Zahl der dem Vaterland an der Front dienenden Juden im Verhältnis zur Bevölkerungszahl genauso hoch war, wie die der Christen. Von den 550.000 deutschen Juden nahmen nämlich 100.000 am Krieg teil, vier Fünftel von ihnen dienten an der Front, mindestens 12.000 fielen im Kampf, über 30.000 wurden wegen Tapferkeit ausgezeichnet, 19.000 befördert, davon 2.000 in den Offiziersrang.

Leben in der Weimarer Republik

Im ersten Weltkrieg wurde Ostpreußen schwer getroffen und durch die Kriegshandlungen 1914/15 auf ostpreußischem Territorium arg in Mitleidenschaft gezogen. Dies traf Christen wie Juden. Gleiches galt für den Versailler Vertrag von 1919, der Ostpreußen die Volksabstimmung, die Abtrennung Soldaus und das Memellandes, sowie die Insellage durch den polnischen Korridor brachte. Der Wegfall des Russlandhandels und der allgemeine wirtschaftliche Rückgang in Ostpreußen trifft viele Juden in ihren Existenzgrundlagen. Die Folge ist eine erste Welle des Wegzugs Richtung Reich. Dazu kommt die durch die Verhältnisse begünstigte politische Radikalisierung. Auch der Antisemitismus wird radikaler,

rassistischer, das bürgerlich-liberale Milieu Ostpreußens zerfällt in der ungeliebten Weimarer Republik.

Aber noch sind die ostpreußischen Juden ein selbstverständlicher Teil der Gesellschaft, sie gehörten nicht nur in Königsberg, sondern auch in der Provinz bis Anfang der 30er Jahre zum selbstverständlichen Alltagsleben. Immer noch ist Königsberg, in dem nach wie vor ein Drittel der 11 000 jüdischen Ostpreußen wohnen auch ein Ort blühender jüdischer Kultur und Heimat angesehener jüdischer Wissenschaftler. Allgemein bestimmt eine relativ gelassene Normalität den Umgang miteinander.

Die jüdischen Gemeinden bleiben trotz Abwanderung und der schlechten wirtschaftlichen Lage bestehen, es gibt sogar noch einige Aufsehen erregende Neubauten jüdischer Gemeinden, wie die Loge „Zu den drei Erzvätern“ in Tilsit oder den jüdischen Friedhof in Königsberg durch den jüdischen Allensteiner Architekten Erich Mendelsohn (1887-1953). Eine starke Entwicklung nehmen nun solche jüdische Organisationen, die sich dem wachsenden Antisemitismus entgegenstellte, den übrigens die Mehrzahl der Juden lange nicht als Bedrohung, sondern als vorübergehende Erscheinung empfand. Besonders der „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten“ (deutschlandweit 50 000 Mitglieder) und der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ bemühten sich sachlich über jüdisches Leben zu informieren. Zu wachsendem Einfluss kamen nun auch zionistische Gruppen, wie die des aus Treuburg stammenden Kurt Blumenfeld.

Gegen Ende der 20er, Anfang der 30er Jahre beginnt der besonders in Ostpreußen stark anwachsende Nationalsozialismus den jüdischen Mitbürgern eben dies abzusprechen: dass sie Deutsche und Ostpreußen sind. Seit 1928 war Erich Koch Gauleiter der NSDAP und schon vor der Machtergreifung 1933 hatte es vereinzelt Gewaltakte gegen Juden und jüdische Einrichtungen gegeben.

Jüdisches Leben in Masuren

Bevor wir zur Vernichtung des jüdischen Ostpreußens kommen, lassen Sie uns einen Blick auf das jüdische Leben in Ostpreußen, besonders auf Masuren werfen. Erstmals erwähnt wurden Juden im Gebiet des späteren Masuren schon im 15. Jahrhundert. Es gibt Belege über die Beschlagnahme der Ware jüdischer Tuchhändler im Amt Lyck. Eine weitere Quelle belegt dort das freie Handelsgeleit für zwei Juden.

Auf diese Art dürften immer mal wieder Juden aus Litauen oder dem Raum Grodno den masurischen Bereich des Ordensstaates bereist haben. Wie schon erwähnt war ihnen dort eine dauerhafte Ansiedlung nicht gestattet. Auch für die späteren Jahrhunderte gibt es einige Quellen, die Ausweisungen von Juden verfügen.

Als Königsberg um das Jahr 1700 bereits eine Gemeinde hatte, gab es in Masuren noch kaum Juden. Auch im 18. Jahrhundert weisen hauptsächlich Ausweisungsverfügungen Friedrichs II. beispielsweise aus dem Jahre 1763 auf ausländische Juden hin, die bettelten und hausierten. Aber auch erste Schutzpatente für Juden sind belegt, die eine beginnende Ansiedelung von Juden auch in Masuren zeigen. So betrieben bereits 1720 jüdische Wirte im Amt Lyck Schankwirtschaften, so in Baitkowen, Kobylinnen, Borken oder Ostrokollen. Um 1800 existieren fast in allen masurischen Städten kleine jüdische Ansiedlungen. Erst nach dem Emanzipationsedikt von 1812 konnten diese Schutzjuden preußische Bürger werden und auch Masuren erreichte die Ansiedlungswelle. Vornehmlich Juden aus den Kleinstädten des Posener Landes und Westpreußens zogen nun nach Masuren, da dort das Emanzipationsedikt

nicht galt. Eine weitere Zuwanderungswelle folgte aus den benachbarten polnischen Regionen Augustow, Bialystok, Suwalki, Lomza, Ostrolenka, Mlawa und Plock.

Nachdem 1847 durch das Gesetz über die Verhältnisse der Juden die Gründung von Synagogengemeinden gestattet wurde, entstanden auch in Masuren zahlreiche Gemeinden. Zur Zeit der Reichsgründung 1871 hatte bereits jede msurische Kleinstadt ihre jüdische Gemeinde, im Kreis Ortelsburg lebten 217 jüdische Familien, im Kreis Johannisburg 202, im Kreis Lyck 54. Obwohl nicht die größte war Lyck Mitte des 19. Jahrhunderts eine der rührigsten Gemeinden Masurens. Sogar eine erste hebräische Zeitschrift (Hamagid) bestand dort bereits.

Der Aufschwung der Gründerzeit nach 1871 erreichte auch Masuren, die Wirtschaft blühte auf, brachte auch die kleineren Gemeinden voran. Auch das jüdische Leben blüht auf, fast alle Synagogen wurden zu jener Zeit erbaut.

Berühmtester Vertreter des jüdischen Masurens jenes Zeitalters des ungebrochenen Fortschrittsglaubens und der Industrialisierung sowie eine ihrer schillerndsten Figuren war Bethel Henry Strousberg, der 1823 als Baruch Hirsch Strausberg in Neidenburg geboren wurde. Er war der Sohn einer dort bereits seit zwei Generationen ansässigen Kaufmannsfamilie. Nach seiner Königsberger Schulzeit ging er nach London zu einem Onkel um sich dort sein kaufmännisches Rüstzeug zu erwerben. Dort trat der ehrgeizige junge Mann zur anglikanischen Kirche über und heiratete 1845 die anglikanische Christin Mary Ann Swan. Wieder in Deutschland erkannte er in Berlin die Profit-Chancen, die das noch unentwickelte Eisenbahnnetz Preußens bot und stieg rasch zum Eisenbahnkönig auf. Über 1700 Bahnkilometer ließ er allein in Preußen bauen, darunter auch die „Ostpreußische Südbahn“, die Masuren ans Eisenbahnnetz anschloss. Sein Aufstieg zu einem der reichsten Deutschen war märchenhaft, er besaß allein 45 000 ha an Gütern und eines der prächtigsten Palais an der Berliner Wilhelmstraße. Doch hatte Strousberg sich bei dem Schwindel erregenden Tempo seiner Expansion übernommen, sein Eisenbahnimperium stand bald auf tönernen Füßen. Der Zusammenbruch war genauso Aufsehen erregend wie der Aufstieg, Strousberg starb 1884 völlig mittellos.

Die bescheidene Blüte Masurens war nur von kurzer Dauer, in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts wanderten viele Masuren in die industriellen Zentren des westlichen Reichsgebiets ab, darunter auch etliche Juden. Andere Juden gingen nach Berlin oder wanderten nach Amerika aus. Ursache war die Agrarkrise, die auch vielen im ländlichen Masuren lebenden Juden ihre Existenzgrundlage raubte. Dennoch zogen Juden nach Masuren, diesmal auf der Flucht vor den Pogromwellen im russischen Zarenreich. Viele von ihnen wurden bald wieder ausgewiesen, andere erhielten eine Duldung, aber nicht die Staatsbürgerschaft.

Auch in Masuren fassten die jüdischen Neubürger rasch Tritt und fanden ein Auskommen. Es gab besonders in Masuren einige spezielle Lebensformen jüdischer Siedler. Eine war das Pachten von Fischereirechten, so gab es gerade im an Gewässern reichen Masuren etliche jüdische Fischer. Die Juden auf dem Land waren also keinesfalls nur Händler oder Handwerker, denn auch als Pächter und Eigentümer von Dorfkrügen und Schankwirtschaften ließen sie sich nieder. Zum Dorfkrug gehörte meist auch eine wenn auch oft kleine Landwirtschaft und sehr bald wurden diese Wirte auch Kaufleute, indem sie ihrer Gastwirtschaft einen Landhandel angliederten, einen Kaufladen, der für die Dorfbewohner so manchen Weg in die Kreisstadt ersparte. Noch heute zeugen viele alte Ansichtskarten, von den damals jüdischen Anwesen. Dorfkrüge im jüdischen Besitz sind genauso wie die

Fischereipächtereien jüdische Lebensformen, die weiter westlich im deutschen Reich sehr selten waren.

Eine jüdische Gemeinde konnte immer dort gegründet werden, wo zehn männliche Juden zusammen lebten, die Bar Mizwa, also „konfirmiert“ waren, denn für den Gemeindegottesdienst wurde der „Minjan“ benötigt, eben diese zehn Männer. Waren diese zehn Juden an einem Ort vereint, trachteten sie danach zumindest ein Bethaus zu errichten und mit zunehmendem Wachstum eine Synagoge, die mehr war als ein Bethaus nämlich gleichzeitig ein Ort der Versammlung, des Lernens und Lehrens. Die Gemeinde brauchte dann einen Kantor, der singend durch die komplizierte Liturgie führte, einen Schächter, der autorisiert war rituelle einwandfreie Schlachtungen durchzuführen sowie einen Religionslehrer. In der Praxis war in Masuren der Religionslehrer gleichzeitig auch Vorbeter, Prediger und Kantor, oft sogar Schächter. Generell hatte er die Befugnis Trauungen, Begräbnisse und andere Religionsausübungen durchzuführen. Er war meist „Kultusbeamter“, das heißt er unterrichtete so vorhanden auch in jüdischen Volksschulen. Daher wurde sein Gehalt vom Staat- oft von der jeweiligen Stadtkasse - bezuschusst. Einen eigenen Rabbiner konnten sich nur die großen Gemeinden leisten. Dieser Rabbiner ist nicht wie oft fälschlich angenommen eine Art jüdischer Priester, er ist vielmehr als Schriftgelehrter die oberste religiöse Autorität und fungiert als Richter im jüdischen Religionsgesetz. Im jüdischen Gottesdienst hat er keine besondere, festgelegte Funktion, leitete aber in der Praxis vor allem die großen Festgottesdienste, während das sonst der Vorbeter und der Kantor tun.

Leben in der jüdischen Gemeinde Johannsburg

Eine typische jüdische Gemeinde einer masurischen Kleinstadt stellte Johannsburg dar. Als 1847 das preußische Judengesetz herauskam, das auch die Gründung von Synagogengemeinden regelte, lebten im Kreis Johannsburg 202 Juden mit Bürgerrecht, 26 Familien, insgesamt 162 Juden lebten in Johannsburg, die andern im Kreisgebiet. So konnte nun auch hier eine Synagogengemeinde gegründet werden. Sowohl das Bethaus als auch der Jüdische Cultusverein wurden bis dahin aber ausschließlich von den in Johannsburg lebenden Juden genutzt. Auf Initiative des Landrates wurde 1854 daraus die Kreissynagogengemeinde. Der Religionslehrer und erste Kultusbeamte Schwarz war gleichzeitig Vorbeter und Schächter.

Die Gemeinde wuchs schnell an, auch nach Johannsburg wanderten Juden aus Polen und Westpreußen ein. Die Agrarkrise in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ließ auch jüdische Johannsbürger an der allgemeinen Abwanderungswelle nach Westen teilnehmen. Die in der Stadt Johannsburg siedelnden Juden bleiben allerdings weitgehend, sie spielten längst eine feste Rolle in Handel und Gewerbe, nach 1864 standen bereits 51 Bar Mizwa in der Mitgliedsliste der Gemeinde. Neben diesen nun eingesessenen Juden mit Staatsbürgerrecht gab es eine ganze Reihe polnische Juden, die eine Aufenthaltsberechtigung hatten.

Besonders groß war die Zahl der in der Fischerei tätigen Juden im Kreis Johannsburg, sie waren fast ausnahmslos polnische Juden, die in der Synagogengemeinde Gastrecht genossen, sie lebten in Pilchen, Pogobien, Jablon, und auch in Johannsburg als Fischereipächter und Fischereiaufseher. Auch einige jüdische Krugwirte gab es im Kreis Johannsburg wie in Dluttowen.

Übrigens gab es auch einen jüdischen Fischer in Sgonn, der den Muckersee gepachtet hatte. Tobias David Sawitzki war hier bereits 1885 ansässig, wie eine Eingabe seines Schwiegersohnes Abraham Leff bestätigt, der dort zu jener Zeit bei ihm arbeitete.

Die Johannisburger Gemeinde gehörte nicht zu den reichsten in Ostpreußen, sie hatte sich für die Erweiterung des Bethauses zu einer Synagoge und den Einbau einer Mikwa (rituelles Bad) verschulden müssen. Die laufenden Kosten der Gemeindegemeinschaft, den Unterhalt der Synagoge und auch den Kultusbeamten konnte man aber sehr wohl tragen. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg hatte die Kreisgemeinde 260 Mitglieder, 146 davon wohnten in Johannsburg.

Das jüdische Leben endete dabei nicht an den Grenzen des Synagogenkreises, man war integriert in den Synagogenverband Ostpreußens, den Deutsch Israelitischen Gemeindebund und leistete Beiträge zum Israelitischen Waisenhaus in Königsberg, zum Hilfsverein deutscher Juden und für das Jüdische Alters- und Siechenheim.

Die Zerstörung Johannsburgs im Ersten Weltkrieg betraf auch die ansässigen Juden, genauso wie die Verluste an Menschenleben: fünf Mitglieder der jüdischen Gemeinde fielen. Wie schon erwähnt erreichte den Kreis Johannsburg im 19. Jahrhundert eine Einwanderungswelle jüdischer Polen, so erlebten einige Orte im Kreis ein Aufblühen jüdischen Lebens. In Biälla wurde sogar eine eigene Synagogengemeinde gegründet. Lebten dort 1847 nur zwei jüdische Familien, waren es 1862 schon 16. Bald gab es eine Synagoge, man hatte einen eigenen Kultusbeamten, der Schächter, Vorbeter und Religionslehrer war, eine kleine Synagoge und einen Friedhof. Doch die Blüte in Biälla währte nicht lange, im Zuge der Agrarkrise setzte eine so starke Abwanderung ein, dass die Gemeinde schon 1900 kurz vor der Auflösung stand, sie hatte nur noch drei Mitglieder, 1905 dann wieder 5 Mitglieder.

Hier brechen die Nachrichten über die jüdische Gemeinde von Biälla ab, eines der vielen Beispiele, wie in der Nachkriegszeit die Geschichte des jüdischen Ostpreußens tot geschwiegen wurde, anstatt dass man von Seiten der Kreisgemeinschaften oder der Landsmannschaft Zeugnisse von Zeitzeugen sammelte – nun ist es zu spät. Für den fast spurlosen Untergang der jüdischen Kultur in Ostpreußen ist dieses Verhalten im hohen Maße mit verantwortlich.

Ostpreußens Juden im III. Reich

Die Schlinge zieht sich zu

Nach dem Ersten Weltkrieg war Masuren zu einer Art Frontstaat in den deutsch-polnischen Auseinandersetzungen geworden. Besonders im Zuge der Volksabstimmung vom 11. Juli 1920 kam ein starker vor allem gegen Polen gerichteter Nationalismus auf, der zum Grenzlandkampf gegen die polnische Bedrohung hochstilisiert wurde. Verstärkt wurde die Radikalisierung der deutschen Gesellschaft durch den Zusammenbruch der Landwirtschaft. Fast ein Drittel der masurischen Höfe kam Ende der 20er Jahre unter den Hammer. Dazu entdeckte die NSDAP die Masuren als „vollwertige Deutsche“.

Vor diesem Hintergrund erzielte die NSDAP in Masuren die höchsten je erreichten Wahlerfolge. Am 31. Juli 1932 stimmte der Kreis Johannsburg mit 75,8% für die Hitler-Partei, im November mit 72%. Krönung war der 5. März 1933, als die NSDAP hier 85,44% der Stimmen erhielt. Paradox wie vieles in jener Zeit mutet es dabei an, dass der Johannisburger Bürgermeister auf der anderen Seite die Einbürgerung des aus Polen zugewanderten Fischereipächters und Fischhändlers Samuel Markewitz durchsetzen wollte, der Kreisausschuss jedoch verweigerte sie. Markewitz war und blieb staatenlos, erkannte die Zeichen der Zeit und bemühte sich 1936 um eine Auswanderung nach Palästina. Die übrigen einstmals aus Polen zugewanderten Juden und ihre Familien wurden im Rahmen der Judenausweisung im Oktober 1938 nach Polen abgeschoben.

Schon bevor der Antisemitismus zur Staatsdoktrin wurde, hatte die Stimmung auch in Masuren begonnen judenfeindlich zu werden. Spätestens am 25. Juni 1932, als in Johannisburg der „Deutsche Masurentag“ mit Erich Koch als Hauptredner stattfand, wurde das unübersehbar.

Dabei hatten sich die jüdischen Masuren in der Vergangenheit als deutsche Patrioten erwiesen, sowohl im Ersten Weltkrieg, als auch in der Abstimmungszeit, als sie soweit das bekannt ist geschlossen für Deutschland stimmten, sofern sie abstimmungsberechtigt waren. So war es in der Weimarer Republik auch noch nicht abwegig, dass ein jüdischer Ostpreuße wie der Johannisburger Wolff Podbielski ob seiner Verdienste für den Verbleib Masurens bei Deutschland das Heimatzeichen des Masurenbundes verliehen bekam.

Mit der Machtergreifung änderte sich das Verhältnis zwischen jüdischen und christlichen Ostpreußen schlagartig, der Antisemitismus war über Nacht zur Staatsdoktrin geworden, Juden waren ab sofort vogelfrei und augenblicklich setzten Schikanen ein. Es wurde eingeschüchtert, Gewalt wurde angewendet, die niedrigsten Formen von Rache und Konkurrenzneid durften sich nun austoben. Das taten nicht irgendwelche hergelaufene Krawallmacher, sondern es waren die ortsansässigen Nationalsozialisten. Wer sich für jüdische Mitbürger verwandte, wie der stellvertretende Bürgermeister von Arys bekam Schwierigkeiten. Er hatte sich für den Viehhändler Itzig eingesetzt, der schon im März 1933 von SA-Schlägern nachts überfallen wurde. Noch im Bett liegend wurden er und seine Frau schwer misshandelt und verhaftet. Angestachelt wurden die SA-Leute von den Konkurrenten Itzigs, die breit grinsend vor dem Haus versammelt waren.

Solche Übergriffe gehörten bald zum Alltag im III. Reich.

Jüdische Geschäftsleute verloren ihre Stammkunden, die sich nicht mehr zu ihnen traute, denn die Wirksamkeit der Boykottaufrufe wurde überprüft. SA-Leute fotografierten Kunden, die jüdische Läden betraten und hängten die Bilder dieser so genannten „Judenknechte“ dann in Schaukästen aus, meist in denen des Hetzblattes „Der Stürmer“. Immer mehr jüdische Geschäftsinhaber konnten dem Dauerdruck und dem wirtschaftlichen Druck nicht mehr standhalten und verkauften ihr Geschäft – oft unter Gewaltandrohung – weit unter Preis. Die Arisierungswelle hatte begonnen. Auch in Johannisburg war der 27. März 1934 ein Tag des „Kampfes gegen den Schacher“ unter dem Motto „Kauft in deutschen Geschäften!“ Dieses Transparent war auch in Johannisburg quer über die Straße gespannt. Im September 1934 versuchten wieder einmal zwei Parteigenossen Kunden am Zutritt zum Laden von Benno Toller zu hindern, wenig später wurde die Schaufensterfront und Tür desselben Johannisburger Laden von oben bis unten mit Menschenkot beschmiert. Sogar der Polizeibericht vermeldete, dass sei die Tat ortsansässiger NSDAP-Mitglieder gewesen. Selbst der Bürgermeister klagte über eigenmächtige Aktionen von Parteimitgliedern, als braun Uniformierte im Dezember 1934 die jüdischen Geschäftsinhaber zwangen, vorweihnachtliche Dekorationen zu beseitigen. All dies waren keine Einzeltaten meldete der Bürgermeister in seinen Lageberichten an den Landrat, sondern kam in Johannisburg und anderswo fast täglich vor. Der Mob war außer Kontrolle geraten. Allein im August 1935 gab es in Johannisburg drei weitere Fotoaktionen vor jüdischen Geschäften, bei der letzten wurden sämtliche jüdischen Läden mit diffamierenden Aufschriften versehen und mit Teer beschmiert. Der Bürgermeister bescherte sich, die Aktion habe das Stadtbild verschandelt. Doch solche Aktionen waren nicht zu stoppen, jeder, der eine braune Uniform oder ein Parteiabzeichen trug konnte so etwas tun, wie zum Beispiel ein Bauernsohn in Uniform der Reiter-SA im September 1935.

Der Kundenrückgang führte nicht nur zur fortschreitenden Arisierung, sondern zu Entlassungswellen, die auch Christen trafen. Die Synagoge in Johannisburg war immer wieder Ziel nationalsozialistischer Zerstörungswut, allein im Dezember 1935 wurden bei vier verschiedenen Attacken 15 Scheiben zerstört. Das wiederholte sich im Februar und April 1936. Es soll auch nicht vergessen werden zu erwähnen, dass wenn immer die braunen Horden eines Juden habhaft wurden, sie ihn misshandelten.

Die ausführliche Darstellung eines so kurzen Zeitraumes zu Beginn des Dritten Reiches in einer kleinen Stadt wie Johannisburg soll zeigen, dass Gewaltaktionen gegen Juden Alltag waren und so massiert geschahen, dass kein Erwachsener, der in jener Zeit dort lebte glaubhaft behaupten kann, dies alles nicht gesehen zu haben.

Allgemein verstärkte der Straßenterror nach der Machtergreifung vom 30. Januar 1933 den Auswanderungsdruck auf jüdische Ostpreußen. Noch im Frühjahr verließen 500 Königsberger Juden ihre Heimstadt. Auch die jüdischen Organisation setzten in ihrer Arbeit nun ganz auf die Propagierung der Auswanderung nach Palästina künden die Gestapo-Lageberichte³. Aus diesen Berichten wissen wir auch, dass die geschilderten Johannisburger Vorgänge keinesfalls die Ausnahme waren, so ging es überall in Ostpreußen zu. Das war selbst der Reichsführung zu viel, hemmte es doch das Wirtschaftsleben. Reichswirtschaftsminister Hjalmar von Schacht bat 1935 bei der Königsberger Ostmesse um Mäßigung, die vorbereiteten Nürnberger Rassengesetze würden vieles regeln. Tatsächlich schritt die „Arisierung“ voran, nur im Viehhandel konnten sich noch einige Juden halten.

Die letzten Belege jüdischen Lebens in Johannisburg stehen in den Akten des Ausländeramtes und behandeln die Judenausweisungen von 1938. Viele Johannisburger Juden gaben auf und wanderten nach Palästina aus oder zogen irgendwann in den 30er Jahren nach Berlin. Das Berliner Gedenkbuch⁴, in dem die Namen wohl fast aller von Berlin aus deportierter Juden stehen, weist daher allein 43 Holocaustopfer aus, die aus dem Kreis Johannisburg stammten. Weitere Opfer finden sich auf den Listen des Dokumentationszentrums Yad Vashem. Ansonsten ist so gut wie nichts über den Verbleib der Johannisburger Juden bekannt.

Die Reichspogromnacht – der Anfang vom Ende

Hatte mit den Nürnberger Rassengesetzen von 1935 der Antisemitismus eine neue Dimension erreicht, begann mit der „Reichskristallnacht“ vom 9. November 1938 das letzte Kapitel der Geschichte des jüdischen Ostpreußens. Das Sterben begann, nun musste es auch in Ostpreußen jedem Juden klar werden, dass die Lage lebensbedrohend war. Der jüdische Handel und jegliche jüdische Gewerbetätigkeit waren danach beendet. Fast alle Synagogen und Friedhöfe waren geschändet, fast alle jüdischen Geschäfte demoliert. Organisierter Terror mit folgenden Plünderungen von SA, Polizeibeamten und ganz gewöhnlichen „Volksgenossen“ gab es überall, wo Juden lebten. Die Kosten für die Beseitigung der Trümmer wurde den jüdischen Gemeinden auch noch in Rechnung gestellt, in Ortelsburg schlug das mit 1055 Mark zu Buche. Noch in letzter Minute hatte dort Synagogenvorsteher Shmuel Gorfinkel versucht die heiligen Thorarollen zu retten, doch vergebens, nichts blieb von der Synagoge.

³ Christian Tiliotzki, Alltag in Ostpreußen 1940-45

⁴ Gedenkbuch Berlins für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, Berlin 1995

Am schlimmsten in Ostpreußen tobte der Mob in Neidenburg, wo es zwei Tote und drei Verletzte gab. Julius Naftali und Minna Zack wurden von angetrunkenen SA-Männern mit Messern erstochen, Minna Zacks Ehemann Aron wurde durch einen Bauchstich verletzt, die beiden Söhne Helmut und Kurt wurden leicht verletzt. Im Gegensatz zu den Die Nachkriegsbehauptungen der Vertriebenenverbände diese Mordtaten seien von zugereisten SA-Leuten begangen worden, sind nicht haltbar. Alle Täter waren aus Neidenburg und Umgebung. Das ergab auch der Prozess von 1962, indem die Hauptangeklagten zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt wurden. Ein weiterer Täter, der in der DDR gelebt hatte, stand für den Mord an Minna Zack noch 1992 vor Gericht und bekam zwei Jahre auf Bewährung wegen Beihilfe zum Totschlag.

Auch in anderen Orten Ostpreußens gab es Todesopfer, in Heilsberg wurde das Ehepaar Julius und Hertha Seelig ermordet, das im Erdgeschoss der Synagoge wohnte. Der Heilsberger SA-Sturmführer Franz Norgal überraschte das in den Betten liegende Ehepaar und erschoss es.

Auch die Allensteiner Juden erwarteten nun nichts Gutes mehr. Dem Allensteiner Rabiner Dr. Naftali Apt und seiner Frau hatte England die Einwanderung angeboten. Dr. Apt bemühte sich nach Kräften auch für seine schwangere Tochter die Einwanderung zu erwirken. Deren Mann Erich Löwenberg war bereits im KZ gestorben. Apt strebte an, von England aus die Auswanderungspapiere nach Palästina zu erhalten. Weil das nicht gelang, blieb Dr. Apt mit seiner Familie in Ostpreußen.

Nur in einem unterschieden sich die Vorgänge um die Kristallnacht in Ostpreußen von denen im Reich: die verhafteten ostpreußischen Juden kamen nicht ins Konzentrationslager, da es ein solches in Ostpreußen nicht gab, sondern wurden nach einigen Haftwochen entlassen. Wer von ihnen nur irgend konnte, wanderte nun aus. Bis zum Mai 1939 gingen allein über 500 Königsberger Juden, die Gemeinde hatte dann noch 1585 Mitglieder, von denen etwa 1000 in Theresienstadt und anderen Lagern starben.

Wie erlebte nun ein Jude diese Kristallnacht? Die zehnjährige Hella Sass musste zwangsweise wie alle anderen Jüdinnen den zweiten Vornamen Sara annehmen, die männlichen Juden den Vornamen Israel. Hella Sass lebte mit ihren Eltern in Insterburg, wo der Vater als Versicherungsvertreter arbeitete und sie die Frieda-Jungschule besuchte. Insterburg hatte 1925 eine jüdische Gemeinde von 338 Mitgliedern, in ganz Ostpreußen waren es damals 10 200.

In der Nacht vom 9. zum 10. November wurde die ganze Familie Sass verhaftet, auch die zehnjährige Hella. Arglos hatte sie dem sie bewachenden SS-Mann gesagt, sie müsse doch zur Schule, eine Antwort, die ihre Mutter fast in Panik versetzte. Nach einer angstvollen Nacht wurden Hella und ihre Mutter am Morgen entlassen, der Vater blieb in Haft. Um ja nicht aufzufallen, wurde Hella tatsächlich zur Schule geschickt. Doch der Schultag war nur kurz für Hella Sass, der Direktor rief sie und die einzige weitere noch verbliebene jüdische Schülerin zu sich und verwies sie von der Schule. Alle anderen jüdischen Mitschüler waren schon mit ihren Familien abgewandert. Wollten jüdische Schüler ihre Ausbildung fortsetzen, mussten sie von nun an eine der beiden jüdischen Schulen in Königsberg oder Tilsit besuchen.

Genau gegenüber der Frieda-Jungschule lag die Insterburger Synagoge, die immer noch schwelte. SA-Männer liefen johlend mit Thora-Rollen im Arm herum. Die Feuerwehr löschte, weil das Feuer drohte, auf die anliegenden Häuser überzuspringen.

Viele Insterburger waren Augenzeugen, denn die relativ kurze Forchestraße lag mitten in der Stadt, war eine Hauptlaufstraße zwischen der Markthalle und dem Rathaus. Hier befand sich neben der Mädchenmittelschule das Gymnasium, an den Straßenecken waren Banken und die Post. Der Qualm war weithin sichtbar, es roch nach Rauch berichtet Rosemarie Jäger, die damals noch Zander hieß, fünf Jahre älter war als Hella Sass und die gleiche Schule besuchte. Die Straße war wegen der Löscharbeiten gesperrt, die Schüler mussten Ihre Schulen über den Hintereingang betreten. Eigentlich sollten sie den Schulhof nicht betreten, aber sie standen doch da und schauten. Rosemarie Zander beschlich ein ganz merkwürdiges Gefühl, als ob eine dunkle, drohende Wand sich errichtet hatte. Dieses Gefühl sollte sich nun in regelmäßigen Abständen wiederholen.

Nach der Kristallnacht wurde den Juden immer stärker und immer schneller die Luft zum Atmen genommen, Die meisten hatten bereits ihre Wohnungen verloren und mussten in „Judenhäuser“ ziehen, das waren Häuser die entweder einem Juden oder aber der jüdischen Gemeinde gehörten. Bis zum Beginn der Deportationen mussten sie immer wieder umziehen, wurden die ihnen zur Verfügung stehenden Räume immer kleiner, bis für eine Familie maximal noch ein Zimmer blieb, auch gab es kaum noch Läden, in denen Juden einkaufen durften.

Wer noch irgend die Möglichkeit hatte, verließ Ostpreußen. Die Volkszählung vom 17. Mai 1939 ergab, dass nur noch 3169 Juden in Ostpreußen lebten, 2911 von ihnen waren Glaubensjuden, der Rest war getauft. Das entsprach einem Bevölkerungsanteil von 0,1%. Auch in Allenstein wurde den jüdischen Mitbürgern das Leben immer weiter beschnitten. Anfang 1940 mussten sie ihre Wohnungen räumen und in Gemeindehäuser ziehen. Immer enger wurde der Raum, als dort 1941 auch noch die Juden aus dem übrigen Ermland und Südostpreußen mit eingepfercht wurden.

Auch die Anonymität der größeren Städte half den Juden in Deutschland nicht mehr. Als ab dem 19. September 1941 alle Juden den Judenstern tragen mussten, waren sie für jeden sichtbar gebrandmarkt, konnten sich nicht mehr in der Masse verstecken, der Alltag geriet zum Spießrutenlauf. Inzwischen durften sie keine Bäder mehr besuchen, keine Kulturveranstaltungen, keine Kinos, keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen, keine Cafés, Restaurants und Gaststätten betreten, überall hing das Schild „Juden unerwünscht“. Der finale Akt hatte begonnen, die Endlösung der Judenfrage war seit der Wannseekonferenz vom 20. Januar 1942 beschlossene Sache, auch für die ostpreußischen Juden. Es gab auch Menschen, die Barmherzigkeit kannten. Der Bauer Otto Nickel aus Waplitze bei Osterode diente als Oberfeldwebel im 2. Ostpreußischen Infanterieregiment Nr. 2 bei Warschau. Er rettete zwei jüdische Jugendliche und brachte sie als polnische Zwangsarbeiter getarnt auf seinem Bauernhof unter. Im Jahre 1969 wurde er in Israel als „Gerechter unter den Völkern“ ausgezeichnet.

Gertrud Bublies erlebte im Mai 1935 mit ihrer Mutter, wie ein Sack von einem Lastwagen geworfen wurde, der voll mit johlenden Männern war. Der Sack bewegte sich, von der Mutter befreit kam der splitterfasernackte angesehene jüdische Geschäftsmann Simon zum Vorschein. Gertrud Bublies wurde von der Mutter zu Bekannten um Kleidung geschickt, dann versteckte man den Davongekommenen bis zum Abend bei der Großtante. Bei Dunkelheit ging Gertrud Bublies mit dem Bekannten Otto Haltner zu Dr. Schmidt, wo sie Einlass fanden, weil die beiden eine verletzte Hand vortäuschten. Frau Schmidt nahm die Fäden in die Hand, verständigte Frau Simon. Volle Koffer wurden aus dem Küchenfenster auf den Hof hinunter gelassen, zuletzt stieg die inzwischen herbei geholte Frau Simon über eine

Leiter hinunter. Von dort ging es durch den Hof in den Hof des Nachbargrundstückes. Mit dem Handwagen und Frau Simon lief man zu Hugo Mann, der gemeinsam mit Gertrud Burblies Bruder Otto die Simons zur polnischen Grenze fuhr. Die Flucht gelang, die Simons überlebten. Frau Schmidt gestand ihrem Mann die Mithilfe bei dieser Aktion erst am Tage der Goldenen Hochzeit.⁵

Die Endlösung

Ab 1942 wurden die Juden, die Ostpreußen nicht durch Emigration verlassen konnten, wurden in zwei großen Transporten deportiert. Der erste Transport fuhr am 24. Juni 1942 mit 465 Juden nach Minsk. Von Allenstein aus fuhr ein Transport bis Korschen, wo er dann an den eigentlichen Transportzug aus Königsberg Richtung Prostken angehängt wurde. Transporte, die zwischen Mai und September 1942 nach Minsk gingen, kamen aber gar nicht erst im dortigen Ghetto an. Diese Juden wurden direkt zu schon ausgehobenen Gruben in der Nähe von Minsk geführt und von Einsatzkommandos erschossen. Es gab aus diesem Transport keine Überlebenden. Zu diesem Transport gehörte auch der Allensteiner Rabbiner r. Naftali Apt mit seiner Familie. Die letzten Juden Allensteins und möglicherweise sogar ganz Ostpreußens waren Dr. Heinrich Wolffheim und zwei weitere jüdische Familien, die alle noch zur Abwicklung gebraucht worden waren. Sie wurden am 15. März 1943 nach Theresienstadt deportiert.

Ein zweiter Transport verließ Ostpreußen am 2. August 1942 mit dem Ziel Theresienstadt. Deportiert wurden nun die Insassen des jüdischen Altersheims für die Provinz Ostpreußen, sowie alte Leute aus Königsberg, die über 65 Jahre alt waren, Kriegsdekorierete des Ersten Weltkrieges, Kriegsverwundete mit Verwundetenabzeichen sowie höhere Beamte. Der dritte Transport aus Ostpreußen ging am 25. August 1942 von Tilsit ab und brachte etwa 763 ostpreußische Juden nach Theresienstadt. Von diesem Transport überlebten nur 78 Personen das III. Reich.

Mit diesem Transport kam auch Hella Sass mit ihren Eltern nach Theresienstadt, wo ihr Vater starb. Im August wurden Hella und Ida Sass nach Auschwitz deportiert. Schon auf der Rampe wurde selektiert. Der Daumen nach rechts bedeutete Aufschub und Leben, links wartete der Tod. Ida Sass wurde nach links geschickt und ging direkt in die Gaskammer. Hella Sass war eine der wenigen Jüdinnen, für die Auschwitz nur Durchgangsstation war. Im November 1944 wurde sie über Mährisch Ostrau, St. Pölten bei Wien in das Arbeitslager Lenzing am Attersee verbracht, einem Außenlager des KZ Mauthausen, wo sie Zwangsarbeit in einer Zellulosefabrik leistete. Dort wurde sie am 5. Mai 1945 von den Amerikanern befreit wurde. Hella Sass war nun 16 Jahre alt, alle ihre Angehörigen waren tot, der Onkel starb ebenfalls in Theresienstadt, die Tante in Auschwitz, von anderen Verwandten gab es keine Spuren mehr. Sie stand mutterseelenallein auf der Welt.

Finale furioso oder der letzte Akt in Palmnicken

In Ostpreußen gab es keine Konzentrationslager. Doch gehörte zum KZ Stutthof (Sztutowo) eine Reihe von Außenlagern, die über ganz Ost- und Westpreußen verteilt waren. Die größten Außenlager waren in Thorn und Elbing mit je ungefähr 5000 jüdischen Frauen als Gefangene, in Stutthof selbst waren es Ende 1944 über 20 000. Zusammen mit den über 100 Außenkommandos belief sich die Häftlingszahl damals auf mehr als 52 000, davon waren über 33000 Frauen (26000 der 29000 Juden waren Frauen).

Gegen Ende 1944 hatten die Häftlingszahlen sprunghaft zugenommen, ganze Transporte

⁵ Bericht von Gertrud Heberling im Insterburger Brief I/II 1999 S14.f

ungarischer Jüdinnen (20-30 000) kamen an, immer mehr wurden in Ostfrontnähe über See aus Lagern evakuiert, die vom Vormarsch der Sowjetunion bedroht waren, vor allem aus dem Baltikum und da besonders aus Riga, Kaunas und Schaulen, auch aus Auschwitz kamen immer wieder Transporte an.

Entsprechend veränderte sich die Häftlingszusammensetzung dramatisch, Ende 1944 waren mindestens 70% der Häftlinge Juden. Die Überfüllung des Lagers war gigantisch. Tausende wurden Mitte Januar 1945 nach Osten Richtung Königsberg geschickt, wahrscheinlich zum Ausbau der „Festung“, was im einsetzenden Chaos nicht mehr möglich war, die Stadt stand kurz vor der ersten Einschließung.

Auch die Außenlager des KZs Stutthof wurden nun ob der heranrückenden Roten Armee aufgelöst und die Insassen zu Tausenden ebenfalls nach Königsberg getrieben, wo sie in eine Fabrik nahe dem Nordbahnhof kamen, 13000 Gefangene waren dort gemäß letztem Zählappell konzentriert. Was mit der Mehrheit geschehen ist, weiß niemand, die restlichen gut 5000 wurden am 26. Januar 1945 ohne Lebensmittel und völlig unzureichend bekleidet Richtung Palmnicken getrieben, erbarmungslos wurde jeder strauchelnde oder entkräftete Häftling erschossen oder erschlagen. Eine Blutspur markierte den Leidensweg, Tausende starben.

In diesen bitterkalten Wintertagen mit Schneestürmen und klirrendem Frost von manchmal mehr als 20 Grad lagerten die Häftlinge schutzlos im offenen Gelände, niemand weiß, wie viele erfroren. Das Begleitkommando erschoss jeden, der nicht mehr weiter konnte, am helllichten Tag und völlig ungeniert und vor Hunderten von Zeugen. Nur etwa 3000 der zumeist jungen Frauen überlebten.

In den Stollen der stillgelegten Grube Anna des Palmnickener Bernsteinwerks sollten die herbei getriebenen Häftlinge eingemauert werden. Man erwartete dort die Mithilfe des Bürgermeisters und Ortsgruppenleiters der NSDAP Kurt Friedrichs, und der Leitung des Bernsteinwerkes. Doch Direktor Landmann gab die Stollen nicht frei sondern brachte die Opfer im Werk unter und der Direktor der Bernsteinwerk-Güter Feyerabend stellte die Häftlinge unter Schutz.

Im Ort machte indessen Bürgermeister Friedrichs Jagd auf geflohene Juden. Es gab Menschen die halfen, Bertha Pulver und Dora Hauptmann versteckten Verfolgte, bis die Russen kamen. Um freie Bahn zu haben, wurde am 30.1.1945 Güterdirektor Feyerabend, der als Reserveoffizier Kommandant des Palmicker Volksturms war, mit seiner Abteilung nach Kumehnen gesandt und nahm sich das Leben.

Bürgermeister Friedrichs kommandierte ein Dutzend bewaffnete Hitlerjungen - darunter Martin Bergau, der später ein Buch über die Vorgänge schrieb⁶, mit drei SS-Leuten an die Küste zur Grube Anna. Dort bewachten sie gut vierzig junge Frauen, die bei ihrem Fluchtversuch wieder gestellt worden waren. Zu zweit wurden die Frauen an eine Grube geführt und erschossen. Wer nicht gleich tot war, wurde von den Hitlerjungen erschossen. Um keinen weiteren Widerstand zu provozieren ging die SS jetzt versteckter vor. Sie trieb in der Nacht vom 31.1. zum 1.2. die dreitausend Häftlinge die Steilküste hinunter außer Sichtweite des Ortes an den Strand, wo die SS sie unter Maschinengewehrfeuer Gruppenweise in die Ostsee trieb. Viel wurden sofort tödlich getroffen, andere ertranken zwischen Eisschollen oder starben an Unterkühlung, andere lagen noch tagelang auf dem

⁶ Martin Bergau, Der Junge von der Bernsteinküste, Heidelberg 1994

Strand. Wochenlang wurden Unmengen von Leichen an den Strand gespült. Wenige konnten sich retten, es gab nur 13 Überlebende.

Viele Opfernamen blieben unbekannt, niemand weiß, ob und wie viele ostpreußische Juden unter diesen Opfern waren. Es war der finale Akt der Grausamkeiten, ein finale furioso ein Symbol für das Ende des jüdischen Lebens, dem das Ende des deutschen Lebens auf dem Fuße folgte. Nun wurden die deutschen Ostpreußen ähnlich in alle Winde zerstreut, wie fast 2000 Jahre zuvor die Juden.

Die meisten jüdischen Bürger Ostpreußens – sie waren die ersten vertriebenen Ostpreußen – verschwanden auf Nimmerwiedersehen in den Todesmühlen des Dritten Reiches, von vielen fehlt jede Spur, ganze Familien wurden vom Großvater bis zum Enkel vollständig ausgelöscht. Es blieb kein Jude übrig in diesem Land, der das traditionelle jüdische Totengebet, das Kaddisch nach seinen jüdischen Landsleuten sprechen kann.

Liste der jüdischen Synagogengemeinden in Ostpreußen

Allenstein, Angerburg, Bartenstein, Bialla, Bischofsburg,
Braunsberg, Darkehmen, Eydtkuhnen, Friedland, Gerdauen,
Gilgenburg, Goldap, Gumbinnen, Guttstadt, Gr. Kackschen,
Heilsberg, Hohenstein, Insterburg, Johannsburg, Königsberg,
Labiau, Landsberg, Liebstadt, Lötzen, Lyck, Mehlsack, Memel,
Mohrunen, Mühlhausen, Neidenburg, Nikolaiken, Nordenburg,
Oletzko, Ortelsburg, Pr. Holland, Osterode, Rastenburg, Rössel,
Russ, Saalfeld, Schirwindt, Schmallingken, Seckenburg,
Sensburg, Soldau, Stallupönen, Tapiau, Tilsit, Wartenburg,
Wehlau, Wormditt, Zinten.

Johannisburger Opfer des Holocaust

Liste des Dokumentationszentrum Yad Vashem der aus Berlin deportierten Johannisburger
Juden

Radinowski, Anna
Radinowski, Hermann
Radinowski, Leo
Radinowski, Lina
Radinowski, Max
Salinger, Fritz
Scheinmann, Georg
Wiener, Nanny
Wikowski, Ida
Witkowski, Moses
Wykowski, Aron
Borchardt, Rebekka
Cohn, Leo
Dobkowski, Abraham
Fischer, Arthur
Friedmann, Frieda
Gruen, Isidor
Gruenstein, Hermann
Hirschfeld, Dagobert
Jeleniewski, Hella
Jeleniewski, Rosa
Jeleniewski, Ruth
Kaulbars, Julius
Klonower, Rafohl
Meyer, Anna
Neumann, Alexander
Radinowski, Anna
Bischburg, Ferdinand
Bischburg, Gerda
Bischburg, Guenter
Bischburg, Hertha
Bischburg, Lina
Bischburg, Max
Borchardt, Rebecka

Gruenstein, Hermann

Liste des Dokumentationszentrums Yad Vashem über weitere Johannisburger Opfer, meist aus Angehörigenberichten

Heijmansohn Georg
Bruck, Paula
Mankewitz, Raschka
Stawiski, Leo
Gross, Eva
Wronkow Therese
Wronkow, Siegmund
Gronovitz, Rivka
Markewitz, Ida
Markewitz, Rachel
Markewitz, Meir Shmuel
Markewitz, Ida
Markewitz, Abraham
Markewitz, Erich
Markewitz, Sarah
Bischburg, Alexander
Bischburg, Bernhard

Von den meisten weiteren Juden gibt es keinerlei Nachrichten

Verwendete Literatur

- Martin Bergau, Der Junge von der Bernsteinküste, Heidelberg 1994
 - Ronny Kabus, Juden in Ostpreußen, Husum 1998
 - Christian Tilitzky, Alltag in Ostpreußen 1940-45, Leer 1991
 - Hella Wertheim, Manfred Rockel, Immer alles geduldig getragen, Bielefeld 1997
 - Nachum T. Gidal, Die Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Köln 1997
 - Andreas Kossert, Masuren, Ostpreußens vergessener Süden, Berlin 2001
 - Michael Brocke, Margret Heimann, Harald Lordick, Zur Geschichte der Juden in Ost- und Westpreußen, Netiva Bd. 2 Salomon Ludwig Steinheim-Institut, Hildesheim 2000
- hier:
- Aloys Sommerfeld, Juden im Ermland
 - Andreas Kossert, Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Johannisburg/Ostpreußen
 - Andreas Kossert, Die jüdische Gemeinde Ortelsburg
 - Stefanie Schüler Springorum, Die Jüdische Gemeinde Königsberg 1871-1945
 - Horst Leiber, Einigkeit macht stark. Der Verband der Synangogen-Gemeinden Ostpreußens
 - Jörg H. Fehrs, „...“, dass sie sich mit Stolz Juden nennen“ Die Erziehung jüdischer Kinder in Ost- und Westpreußen im 19. Jahrhundert.
 - Harald Lordick, Entwicklungen und Strukturen. Jüdische Wohlfahrtspflege in Ost- und Westpreußen im 19. Jahrhundert
 - Horst Leiber, Die ostpreußischen „Söhne des Bundes“, Zur Geschichte des Ordens B'nai B'rith
 - Konrad Fuchs, Jüdisches Wirtschaftsleben in Ost- und Westpreußen
 - Stefan Hartmann, Demographie und Statistik der Juden in Ostpreußen im 19. Jahrhundert.

Internet

- Reinhard Henkys, NS-Mordverbrechen in Ostpreußen. Das größte NS-Massaker in Ostpreußen fand noch Ende Januar 1945 statt. Die Zeit, http://www.zeit.de/archiv/2002/07/200045_palmnicken.xml
- Brigitte Jäger-Dabek, Gehalten bis zum letzten Tag - Stutthof, ein in Deutschland fast unbekanntes Konzentrationslager, <http://www.shoa.de/content/view/212/46/>
- Yad Vashem, Remembrance, Opferdateien der Shoa-Opfer, http://www.yadvashem.org/wps/portal/IY_HON_Welcome